



ישראל - גרמניה
ISRAEL - DEUTSCHLAND
1965 - 2025



DELEGATION TO ISRAEL HIGHLIGHTS

160 Representatives, One Friendship
60 Years Germany & Israel

16 - 21 November 2025

CULTURE & SPORT



DAY 1. SUNDAY, NOVEMBER 16, 2025

Ankunft in einem Land, das sich sofort unter die Haut schreibt

TAG 1 der Delegationsfahrt nach Israel

Manchmal beginnt eine Reise nicht am Flughafen. Manchmal beginnt sie mit einem einzigen Satz. Wir hatten gerade unsere Plätze eingenommen, das Flugzeug brummte leise, ein paar Menschen klappten ihre Laptops auf, jemand suchte in der Tasche nach Kopfhörern. Und dann trat der israelische Botschafter in die Kabine. Kein Protokoll, keine große Kulisse – nur ein Mann, der wusste, was diese Reise bedeutete.

Er sah uns an und sagte:

„Ihr seid die Generation, die mit dem Holocaust nichts mehr zu tun hat. Ihr entscheidet, ob es eine Zusammenarbeit zwischen Israel und Deutschland gibt – nicht aus Schuld, sondern weil ihr es wollt. Ich wünsche euch eine gute Reise. Und ich wünsche euch, dass ihr mit mehr Fragen zurückkehrt als mit Antworten.“

Dieser Satz blieb im Flugzeug hängen wie ein zweiter Atem. Ich wusste da noch nicht, wie prophetisch er war.

Ankunft in einem Land, das nicht schläft

Als wir aus dem Flugzeug stiegen, war es, als würde Israel uns nicht nur begrüßen – es würde uns prüfen. Die Luft war warm, trocken, schwer. Und gleichzeitig vibrierte sie von etwas, das ich bis dahin nur aus Erzählungen kannte: dieser ständige Puls aus Geschichte, Bedrohung, Hoffnung und Trotz. Der Weg nach Jerusalem führte durch eine Landschaft, die sich ständig verändert. Moderne Straßen, karge Flächen, Lichterketten an Hügeln, die aussehen, als würden Menschen versuchen, dem Dunkel etwas entgegenzusetzen.

Es war Abend, als wir das Außenministerium erreichten. Die Architektur warm, völlig anders als erwartet und der Empfang herzlich – aber unter allem lag etwas, das man nicht benennen konnte. Vielleicht Müdigkeit. Vielleicht Schmerz. Vielleicht beides.



Der Empfang im Außenministerium – Musik, die einen Raum verwandelt

Die Halle war hell erleuchtet, diplomatisch, sehr feierlich. Und dann stand sie da:

Yuval Raphael, ESC-Siegerin Israels, mit ihrem Lied „*New Day Will Rise*“.

Als sie zu singen begann, war es, als würde der Raum kurz seine eigene Zeit anhalten. Diese Stimme war kein Konzert, kein Showmoment – sie war eine Wunde, die Musik geworden war. Ein Lied, das Hoffnung verspricht und gleichzeitig beweist, wie viel Leid erst überstanden werden muss, bevor ein neuer Tag wirklich „rise“ kann.

Und dann sprach sie. Ein paar Worte nur, aber sie reichten.

Sie erzählte, dass sie beim **Nova-Festival** gewesen war. Nicht als Star. Als Mensch. Als junge Frau, die tanzen wollte.

Sie sprach von Freunden, von Flucht, von Panik, von Geräuschen, die man nie wieder aus seinem Kopf bekommt. Ich hörte zu – und begriff nicht.

Ich wusste, dass etwas Schreckliches passiert war. Aber ich dachte in deutschen Kategorien: Amoklauf. Mehrere Einzeltäter. Chaos.

Dass es ein Massaker war – koordiniert, geplant, gewollt – verstand ich erst viel später.

An diesem Abend sah ich nur eine junge Frau, die eigentlich auf Bühnen stehen sollte, aber stattdessen versuchte, Worte für etwas zu finden, für das es keine Worte gibt.

Ein Land zwischen Erschöpfung und unzerbrechlicher Lebenskraft

Während Reden gehalten wurden, während Hände geschüttelt und Fotos gemacht wurden, spürte ich in Gesprächen etwas, das mich völlig unerwartet traf: **Der 7. Oktober ist in Israel präsenter als der Holocaust.**

Nicht, weil der Holocaust vergessen wurde. Sondern weil das, was am 7. Oktober geschah, *jetzt* ist. Weil es in jeder Familie lebt. In jeder Stimme. In jedem Atemzug.

Die ältere Generation kennt Verlust aus Geschichtsbüchern. Die junge Generation kennt Verlust aus WhatsApp-Chats, Livestreams und Sirenen.

Und trotzdem – oder gerade deswegen – ist da dieser unglaubliche Wille, weiterzuleben. Der Wille, aus Schmerz Zukunft zu bauen.



Erste Eindrücke Jerusalems – eine Stadt, die in Widersprüchen leuchtet

Auf dem Weg zurück ins Hotel sah ich die Stadt zum ersten Mal bei Nacht. Jerusalem ist keine hübsche Stadt. Aber sie ist eine wahre.

Hinter jeder Ecke liegt etwas, das älter ist als jeder Konflikt. Vor jeder Tür etwas, das verletzlicher ist als jede Politik. Menschen, die lachen. Menschen, die bewaffnet sind. Straßen, die alt sind. Straßen, die neu gebaut wurden, um Anschläge zu verhindern.

Jerusalem ist wie ein Herz, das gleichzeitig Narben und Stolz trägt.

Und ich legte mich ins Hotelbett und merkte: Ich habe heute vieles gesehen. Aber ich habe noch nichts verstanden.

Ein Tag, der erste Fragen weckt – und schon jetzt keine einfachen Antworten zulässt

Tag 1 fühlte sich an wie der Prolog zu einem Buch, dessen Kapitel man nicht selbst ausgesucht hat. Ein Land, das dich anblickt und fragt: „Was glaubst du zu wissen? Und bist du bereit, das alles infrage zu stellen?“

Ich wusste an diesem Abend nicht, dass die nächsten Tage meine Wahrnehmung von Israel, von Palästina, von Angst, Hoffnung, Freiheit, Geschichte und Zukunft komplett neu ordnen würden.

Ich wusste nur:

Der Botschafter hatte recht. Diese Reise begann mit Fragen. Und jede Stunde brachte neue dazu.

Und vielleicht ist genau das der Schlüssel: Dass man ein Land nicht versteht, indem man Antworten bekommt –sondern indem man mutig genug ist, seine eigenen Fragen zuzulassen.



DAY 2. MONDAY, NOVEMBER 17, 2025

Ein Tag, der Jerusalem in die Seele schreibt

Der zweite Tag begann früh, aber nicht schwer. Der Blick aus dem Fenster zeigte eine Stadt, die selbst im Morgenlicht wirkt, als sei sie gleichzeitig Jahrtausende alt und doch gerade erst erwacht. Beim Frühstück war die Stimmung leise, fast erwartungsvoll – als hätte jeder geahnt, dass dieser Tag etwas mit uns machen würde.



Die erste Station war das **Tower of David Museum**. Ein Ort, der eigentlich ein ganzes Buch ist: Steine, die römische, byzantinische, osmanische Fingerabdrücke tragen; Mauern, die Belagerungen, Gebete und Revolutionen gleichermaßen überstanden haben. Während wir durch die Zitadelle liefen, erzählte unsere Guide davon, wie oft Jerusalem zerstört, geplündert, wieder aufgebaut wurde. Und plötzlich begriff ich: Diese Stadt lebt nicht *trotz* ihrer Geschichte – sondern *durch* sie. Jeder Stein hier erzählt eine andere Wahrheit. Und alle sind gleichzeitig wahr.



Danach ging es weiter ins **Shalva National Center**, eine Welt, die man nicht begreift, wenn man sie nur von außen sieht. Shalva ist kein „Hilfszentrum“, wie man es aus Deutschland kennt. Shalva ist ein Universum. Es ist laut, bunt, lebendig – voll von Kindern, die rennen, lachen, spielen, sich ausprobieren. Voll von Erwachsenen, die ihnen alles ermöglichen, was Teilhabe wirklich bedeutet. Hier wird Inklusion nicht erklärt. Hier wird sie gelebt. Im Imagevideo erzählte eine Mutter, dass Shalva ihr nicht „Entlastung“ gibt – sondern Zukunft. Das saß.

Beim Mittagessen am pontificalen Notre Dame Centers Jerusalem lag die Altstadt wie ein Gemälde vor uns. Man kann auf dieses Stadtbild schauen, ohne zu verstehen, dass dort unten Welten ineinander verschachtelt leben: Kirchenkuppeln, Minarette, die goldene Kuppel des Felsendoms. Ein friedliches Bild – das dennoch ständig unter Spannung steht.

Und genau hier, in dieser einen Stadt, spürt man eine Wahrheit, die man in keinem Buch wirklich greifen kann: **Alle drei Religionen, die diese Stadt durchweben, rufen denselben Gott an.** Nicht ähnliche. Nicht verwandte. Denselben.

Die Christen nennen ihn Vater. Die Juden nennen ihn HaSchem. Die Muslime nennen ihn Allah. Aber es ist derselbe Ursprung, dieselbe Wurzel – dieselbe Sehnsucht nach etwas, das größer ist als der eigene Atem.

Und doch trennt sie die Geschichte wie ein zu oft gewaschenes Seil, das irgendwann in Fasern zerfällt. Man merkt, wie schmerzhaft nah alles beieinander liegt – und wie groß die Missverständnisse wurden, die sich über Jahrhunderte zu Mauern verhärtet haben.

Jesus, der als Jude geboren wurde, als Jude lebte, als Jude starb – kam nach prophetischer Überlieferung genau so, wie es angekündigt war: über den Ölberg. Doch seine Worte „Ich bin es“

wurden nicht als Offenbarung, sondern als Gotteslästerung gehört. Und so nagelten ausgerechnet jene Menschen, die seit Jahrhunderten auf ihren Messias warteten, denjenigen ans Kreuz, den andere später als Messias erkennen würden. Ein historischer Schmerz, der nicht rückgängig zu machen ist – und vielleicht gerade deshalb bis heute unausgesprochen zwischen den Zeilen liegt.

Auch im Islam gibt es eine ähnliche Verwerfung: Muslime verehren Jesus (ʿĪsā) als großen Propheten, geboren von einer Jungfrau, Wundertäter, Verkünder Gottes. Aber gerade weil er so hoch geachtet wird, lehnt der Islam die Kreuzigung und die Gottessohnschaft ab – aus Ehrfurcht, nicht aus Ablehnung. Für viele Muslime war Jesus zu rein, zu heilig, zu sehr auf Gottes Seite, als dass man glauben könnte, Gott hätte ihn sterben lassen. Auch hier also: **Ehrfurcht, die zur Trennung führte. Nähe, die zum Abstand wurde. Verwandtschaft, die wie ein verlorener Familienzweig wirkt.**

Und wenn man dann am Nachmittag durch die Gassen der Altstadt läuft, versteht man plötzlich: Hier beten alle zu demselben Himmel – und doch in völlig getrennten Räumen. Hier singen alle von Liebe und Frieden – und doch in unterschiedlichen Sprachen. Hier glauben alle an Abraham – und begegnen sich doch mit Jahrtausenden an unverheilten Wunden.

Am Nachmittag liefen wir durch die Gassen der Altstadt. Der Duft von Gewürzen, Gebäck, Weihrauch. Kinder, die durch enge Gassen flitzten. Männer, die Waren tragen, Frauen, die beten. Christen, Juden, Muslime – manchmal getrennt, manchmal nebeneinander. Es war ein überwältigendes Mosaik, das man nicht erklären, nur erleben kann. **Yad Vashem – ein Ort, an dem die Worte sterben**

Und dann kam **Yad Vashem**. Der Ort, an dem die Zeit nicht vergeht.

Der Ort, an dem die Welt stehenbleibt.

Ich weiß bis heute nicht, wie man über Yad Vashem (wörtlich übersetzt „ein Denkmal und ein Name“ und stammt aus dem biblischen Buch Jesaja) schreibt, ohne ihm nicht gerecht zu werden. Vielleicht geht es gar nicht.

Man sieht schon beim Ankommen: Dieses Gebäude *soll* stören. Wie ein Riss in der Stadtarchitektur. Wie ein Riss in der Weltgeschichte.

Man betritt den Garten der Gerechten. Zwischen den Bäumen steht der Name Oskar Schindler – und plötzlich wird die Zahl 1.200 zu Gesichtern. Heute sind es über 5.000 Nachfahren. Ein einziger Mensch kann die Welt verändern. Tatsächlich.

Ich erinnere mich an die Geschichte von **Angela Orosz-Richt**, geboren in Auschwitz. Ein Kind, das nicht hätte leben sollen. Ein Kind, das trotzdem lebt. Weil eine Mutter sich weigerte, das Leben aufzugeben. Auch die Geschichte vom Todesmarsch bewegt mich vermutlich noch ewig. Ein erwachsener Mann war mit seinem Vater auf dem Todesmarsch und verlor einen Schuh – im Schnee. Er wollte vor Schmerzen aufgeben und sich erschießen lassen. Aber sein Vater neben ihm kämpfte mit sich und deswegen gab der Mann nicht auf, damit sein Vater ihn nicht sterben sehen muss.

Doch was mich am meisten traf, begann im Inneren.

Yad Vashem ist wie ein dreieckiger Tunnel, der sich nach hinten verengt. Je weiter man hineingeht, desto enger wird es. Desto schwerer die Luft. Desto kleiner der eigene Schritt. Man verliert die Orientierung, weil die Ausstellung in einem Zickzack verläuft – ein bewusst gebauter Irrgarten aus Erinnerung und Enge. Oben ein schmaler Lichtspalt. Das Licht kommt herein. Aber man spürt, wie wenig davon unten ankommt.

Und dann sieht man die Bilder. Zeichnungen von Kindern. Karikaturen, die Juden als Parasiten darstellen. Brettspiele, die Kinder anleiten, Juden aus Geschäften zu „verjagen“. Propaganda, die Gift tröpfchenweise über Jahre, über Jahrzehnte in eine Gesellschaft sickern ließ.

Und plötzlich versteht man: Der Holocaust begann nicht mit Lagern. Er begann mit einem Lächeln, einem Witz, einer Karikatur. Mit einem „man wird ja wohl noch sagen dürfen“. Mit dem Entmenslichen im Kleinen.

Ich erinnere mich an ein Foto: Deutsche Soldaten, die einem Rabbiner die Schläfenlocken und den Bart abschneiden. Lachend. Posierend. Als wäre es ein harmloser Spaß unter Kumpeln.

Daran war nichts befohlen. Das war **gesellschaftsfähig gewordener Antisemitismus**. Ganz normale Männer, mit Familien, mit Kindern, mit Lächeln auf alten Hochzeitsfotos — und gleichzeitig Täter, weil die Gesellschaft es erlaubte. Weil sie es Jahre, von Kindesbeinen an, zuvor in Brettspielen belohnt wurde.

Und ich stand davor und fragte mich: **Habe ich in meinem Leben schon jemanden „die Locken abgeschnitten“ — nicht mit Scheren, sondern mit Worten?** Mit einem abfälligen Satz. Mit einem unbedachten Lachen. Mit einem Mitmachen im falschen Moment.

Diese Frage traf mich tiefer als jedes Bild.

Die Führerin erklärte, dass „Shoah“ nicht nur Zerstörung bedeutet, sondern auch **Nebel**. Und plötzlich ergab alles Sinn. Man wusste nie genau, wo man in diesem Nebel stand. Man hoffte, es könne nicht schlimmer werden. Aber es wurde schlimmer. Immer. Jahr für Jahr. Stufe für Stufe.

Und ich dachte unweigerlich an heute. An unsere Zeit. An unseren Nebel.

Wir wissen sehr genau, wo wir stehen. Wir sehen, wie salonfähig manche Ausgrenzungen wieder werden. Wie normalisiert das Bloßstellen von Andersdenkenden ist. Wie schnell der Spott über „die da“ geht. Wie schnell ein Satz zu einer Schere wird, ein Lachen zu einem Mitmachen, eine Parole zu einem Schritt in die falsche Richtung.



Und dann kam der letzte Raum.

Ein kreisrunder Ort, stiller als jeder Kirchenraum, schwerer als jedes Denkmal, das ich je betreten habe.

Oben wölbt sich eine riesige Kuppel aus Bildern — 600 Porträts, jedes einzelne stellvertretend für 10.000 ermordete Jüdinnen und Juden. Ein winziger Ausschnitt, eine mathematische Unmöglichkeit für menschliche Vorstellungskraft. Doch die Gesichter wirken nicht wie Repräsentanten. Sie wirken wie Menschen, die einen ansehen.

Ein Mädchen mit Schleife im Haar.

Ein Mann mit Brille, der an einen Professor erinnert.

Ein Paar, das für ein Hochzeitsfoto posiert.

Kinder, so viele Kinder.
Sie blicken von oben herab — nicht anklagend, eher fragend.

Darunter, in der Mitte des Raumes, befindet sich ein dunkler, runder, tiefer Abgrund, dessen Wasserfläche die Bilder widerspiegelt.



Wenn man sich über das Geländer lehnt, sieht man zwei Dinge:

Die Toten.

Und sich selbst.

Diese Gleichzeitigkeit ist kaum auszuhalten, weil sie eine einzige Frage stellt:

Was tust du heute, damit es nie wieder geschieht?

Rings um diesen Abgrund stehen hohe Regale — vom Boden bis zur Decke gefüllt mit Aktenordnern.

In ihnen: Geschichten. Namen. Fotos. Lebenswege.

Die Biografien der ermordeten Juden Europas.

Aber:

Nur fünf Sechstel dieser Regale sind gefüllt.

Mehr als eine Million Menschen — Kinder, Eltern, Großeltern — bleiben bis heute ohne Foto, ohne Namen, ohne dokumentiertes Leben.

Nicht, weil man sie vergessen hätte.

Sondern weil die Welt ihnen alles genommen hat — sogar die Spur ihrer Existenz.

Und genau hier beginnt der Auftrag von Yad Vashem:

Diese Lücke zu schließen.

Die verschluckten Stimmen zurückzuholen.

Gesichter zu finden, wo bisher nur Schatten stehen.

Geschichten neu zu weben, wo alles zerstört wurde.

Dieser Raum ist kein Mahnmal.

Er ist ein Versprechen, ein Schwur:

Solange ein Name fehlt, ist die Erinnerung nicht vollständig.

Solange ein Gesicht unbekannt bleibt, ist die Menschheit unvollständig.

Und in diesem Moment verstand ich, warum dieses Denkmal „Yad Vashem“ heißt – ein Denkmal und ein Name.

Erst wenn die Namen zurückkehren, kehren die Menschen zurück.

Als ich mich wieder vom Geländer löste, bemerkte ich, dass mir Tränen übers Gesicht liefen.

Nicht wegen der Bilder allein.

Sondern wegen des Gefühls, dass ich im Spiegel dieses Abgrunds einen winzigen Teil der Verantwortung gesehen habe, die auch unsere Generation trägt.

Nicht Schuld.

Verantwortung.

Ganz schlicht, ganz brutal, ganz wahr.

Und als wir Yad Vashem verließen, war die Sonne über Jerusalem bereits untergegangen. Die Stadt lag vor uns wie ein zarter Hoffnungsschimmer — als wollte sie sagen: Das Licht kommt. Aber nur, wenn wir es tragen.

Anschließend ging es für uns auf den **Machane Yehuda Market**. Und war als perfektes Kontrastprogramm — das Leben im Dunkeln. Ein Ort, der pulsiert, riecht, ruft, lacht. Hunderte Menschen, Händler, Musik, Farben, Stimmen – die Stadt atmete hier lauter. Wir aßen zusammen, hörten Straßenmusik, sahen Soldatinnen, Familien, Touristinnen. Ein Stück Tel Aviv mitten in Jerusalem, mitten im Chaos, mitten im Leben.



Und dann – als der Tag längst zu Ende war, die Geräusche des Marktes verklungen und die Gruppe in ihre Hotelzimmer zurückgekehrt war – begann für mich etwas, das ich nicht geplant hatte. Etwas, das mich unerwartet traf wie ein Ruf:

Geh. Jetzt. In dieser Nacht. Geh diesen Weg.



Ich stand auf dem **Berg Zion**, genau dort, wo das Abendmahl stattgefunden haben soll. Der Raum, die Mauern, die Luft – alles trug Spuren von Geschichten, die größer sind als jedes menschliche Leben.

Hier saß Jesus mit seinen Jüngern. Hier brach er das Brot, hier sprach er Worte, die die Welt veränderten: „Das ist mein Leib... Das ist mein Blut...“ Und hier wusste er bereits, was kommt.

Mit diesem Gedanken ging ich weiter – nicht als Tourist, sondern als jemand, der nachspürt, was dieser Weg bedeutet haben könnte.

Vom Berg Zion führt der Weg hinab in das Tal, zum **Garten Gethsemane**. Ein Ort, der im Dunkeln kaum ein Ort ist – eher eine Stille, die körperlich wird. Zwischen den uralten Olivenbäumen (einige von ihnen sind tausend Jahre alt und stammen wohl aus dem Wurzelwerk jener Zeit) verstand ich plötzlich auf erschreckend klare Weise den Satz, den Jesus dort sprach:

„Mein Vater, wenn es möglich ist, gehe dieser Kelch an mir vorüber; doch nicht wie ich will, sondern wie du willst.“ (Matthäus 26,39)

Und auch diesen hier:

„Könnt ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen?“ (Matthäus 26,40)

In Deutschland liest man diese Worte – hier *erlebt* man sie. Denn ich ahnte zu diesem Zeitpunkt noch nicht, was dieser Weg wirklich bedeutet.

Vom Garten führt der Pfad weiter hinauf auf den **Ölberg**. Und wer diesen Weg jemals gegangen ist – *bei Nacht, fast allein, mit nur wenigen Lichtern im Tal* – der begreift sofort:

Das ist kein Spaziergang. Das ist eine Art körperliches Gebet.

Der Anstieg ist steil, stellenweise fast kletterartig, lose Steine, schmale Pfade. Schon ohne Fasten, ohne Müdigkeit, ohne die seelische Last Jesu ist dieser Weg anstrengend. Und plötzlich verstand ich: Jesus war keine zehn Minuten weg, wie man es sich manchmal bildlich vorstellt. Er war vermutlich **eine ganze Stunde unterwegs**, vielleicht mehr – hinauf, allein, im Ringen mit Gott. Und die Jünger? Völlig erschöpft vom Tag – wie auch ich, voll Wein und Fladenbrot, satt und schwer vom Abend – sie *konnten* nicht wach bleiben. Nicht weil sie gleichgültig waren. Sondern weil der Körper irgendwann einfach nicht mehr kann.

Auf dem Weg nach oben wurde ich immer wieder von einer Mischung aus Faszination und Angst begleitet. Es war dunkel, der Himmel klar, die Grabstätten rechts und links in die Hänge geschmiegt. Hier liegen jene begraben, die – nach jüdischem Glauben – als Erste den Messias sehen werden, wenn er über den Ölberg kommt. Ich wusste das vorher nicht. Aber plötzlich machte alles Sinn: die Lage, die Ausrichtung, die Ehrfurcht, die dieser Berg ausstrahlt.

Der Ölberg ist nicht einfach nur ein Berg. Er ist ein Erwartungsort. Ein Schwellenort. Ein Ort zwischen Himmel und Erde.

Und in dieser Nacht hatte er etwas Magisches.

Nur die Hunde irritierten mich. Irgendwo bellte es. Erst vereinzelt, dann im Echo des Tals. Ich sah keinen einzigen Hund – aber sie hörten sich an, als würden sie aus dem Boden, den Mauern, den Schatten kommen.

Ein paar Mal beschleunigte ich meinen Schritt. Ganz kurz dachte ich wirklich: *Wenn die jetzt angreifen, sieht mich hier niemand.*

Vielleicht war es nur das Echo. Vielleicht der Wind. Vielleicht auch die Stadt, die nachts ihre eigenen Stimmen hat.

Oben angekommen, öffnete sich der Blick auf Jerusalem. Golden. Atemlos. Heilig.



Ein Anblick, der nicht „schön“ ist – sondern überwältigend.

Und von dort führte mein Weg weiter zum **Tempelberg**. Dort, wo Jesus verhört wurde. Dort, wo Religionsgeschichte ganze Epochen geprägt hat.

Und schließlich ging ich durch die Via Dolorosa – **den Kreuzweg**, den man tagsüber kaum erträgt, weil er voller Menschen, Händler, Gruppen, Lärm ist. Aber nachts...Nachts ist er ein Gebet. Ein Echo. Ein Flüstern. Ein Schmerz, der sich in Stufen, Gassen, Bögen eingräbt.

Die Straßen waren leer. Ich war allein.

Und genau in dieser Einsamkeit spürte ich etwas, das man nicht planen kann: eine tiefe Verbundenheit mit diesem Weg, mit der Geschichte, mit dem Glauben, mit dieser Stadt.

Als ich schließlich die **Grabeskirche** erreichte – dunkel, geschlossen, monumental – hatte ich das Gefühl, eine Art unsichtbares Kapitel abgeschlossen zu haben.

Dieser nächtliche Weg war kein Programmpunkt. Er war kein Extra. Er war mein persönlicher Gründonnerstag. Er war ein Verstehen, das nicht über Worte kommt, sondern über Schritte. Über Steine. Über Müdigkeit. Und über die Erkenntnis, dass Spiritualität nicht im Kopf entsteht – sondern im Körper.

Ich ging als Besucher los. Ich kam als Pilger zurück.

Als ich schließlich wieder im Hotel ankam, war ich erschöpft – aber nicht müde. Dieser Tag hatte meine Gedanken aufgewühlt, meine Perspektiven verschoben, meinen inneren Kompass neu geeicht.

Es war ein Tag, der sich nicht wie ein Programmpunkt anfühlte, sondern wie eine Prüfung: Wie viel Wahrheit hältst du aus? Wie viel Geschichte bist du bereit zu tragen? Und wie viel Menschlichkeit bist du bereit zuzulassen?

Jerusalem hatte seine Antwort. Meine suchte ich noch.



DAY 3. TUESDAY, NOVEMBER 18, 2025

Zwischen dem Haus des Präsidenten, Bibliothek der Welt und der Tanz in den Tod

Der dritte Tag begann nicht mit dem offiziellen Programm, sondern mit einer Suche.

Ich wollte in einen Morgengottesdienst an der Via Dolorosa, irgendwo zwischen der ersten und zweiten Station des Kreuzwegs. Es klang in meinem Kopf so logisch: Wenn man schon hier ist, dann muss man doch den Tag mit einem Gebet beginnen, mit einem Stück Liturgie, mit etwas, das diesen Ort innerlich sortiert.

Nur: Ich habe die Kirche nicht gefunden.

Enge Gassen, geschlossene Türen, Schilder, die in alle Richtungen zeigen – nur nicht dahin, wo ich hinwill. Es war, als würde die Stadt mir sagen: „Glauben ist kein Programm. Glauben ist ein Suchen.“ Am Ende stand ich in einer Seitengasse, hörte irgendwo entfernt Gesang, fand den Eingang aber nicht.

Kein Gottesdienst. Kein Kreuzweg. Kein liturgischer Haken dahinter.

Nur dieser eine Gedanke, den ich mir selbst halb tröstend, halb trotzig zusprach: **Der Wille zählt.**

Vielleicht war das der rote Faden des ganzen Tages.

Nach einem eiligen Frühstück saß ich im Bus. Koffer verstaut, Check-out erledigt, und auf einmal kippte die Atmosphäre von kulturell zu politisch. Ziel: die Residenz des israelischen Staatspräsidenten.

Der Weg dorthin wirkte fast unspektakulär. Ein Wohnviertel, Sicherheitskontrollen, ein gepflegter Garten. Und doch hatte man das Gefühl, plötzlich mitten in einer Schaltzentrale der Geschichte zu stehen.

Isaac Herzog empfing uns nicht wie eine anonyme Delegation, sondern wie Menschen, die er braucht. Er sprach von Deutschland nicht als „Partner“, sondern als **Freund**, als Land, mit dem Israel eine Beziehung aufgebaut hat, die vor 80 Jahren undenkbar gewesen wäre.

Er erzählte von Bundespräsident Steinmeier, von gemeinsamen Begegnungen, von der Reise zum 60-jährigen Jubiläum der Beziehungen. Und dann zog er die Linie weiter:

- Vom alten Rom bis heute
- das jüdische Volk, das überlebt hat.
- Von Jerusalem nach Ramallah, nach Amman
- ein winziger Radius, in dem sich Weltpolitik verdichtet.
- Vom Iran, der nicht nur Israel, sondern „uns alle“ bedroht.



Er beschrieb Israel als **Bollwerk** – nicht im pathetischen Sinn, sondern als nüchternen Satz: Ein demokratischer Staat, der an der vordersten Front steht, wenn es darum geht, die freie Welt gegen eine Ideologie zu verteidigen, die kein anderes System neben sich duldet.

Dann kam der Blick nach Gaza. Herzog sprach von der UN-Resolution, von der Idee, eine internationale Kraft einzusetzen, die Hamas entwaffnen soll. Vom Wiederaufbau. Von einem Leben in Würde – auch für die Menschen in Gaza. Es war kein weichgespültes Friedensplakat. Es war eher: **Frieden, aber ohne Illusionen.**

Und immer wieder fiel dieses Wort: **Verantwortung.**

Nicht als Moralleule, sondern als Matrix: – Verantwortung Israels, seine Bürgerinnen und Bürger zu schützen. – Verantwortung Europas, nicht nur zuzuschauen. – Verantwortung Deutschlands, „Nie wieder“ nicht als historisches Zitat zu benutzen, sondern als Handlungsprinzip.

Besonders hängen blieb ein Gedanke, als er über Wehrpflicht und junge Generationen sprach: Dass es etwas gibt, das größer ist als der eigene Komfort. Und dass genau diese Einsicht eine Gesellschaft zusammenhalten kann – oder eben zerfallen lässt.

Wir saßen dort als junge (oder jung gebliebene) Leute aus Deutschland, und man merkte: Er redet nicht über „die Deutschen“. Er redet mit uns.

Und ich dachte zurück an den Morgen in der Via Dolorosa. Vielleicht ist Verantwortung genau das: Suchen, auch wenn man den Eingang nicht sofort findet.

Danach wechselte die Kulisse, aber nicht die Tiefe.

In der **Nationalbibliothek Israels** standen wir zwischen Millionen Büchern – Geschichten, Manuskripten, Nachlässen. Ein Gedächtnisraum der Welt, über mehrere Etagen gezogen. Wer am Tag zuvor in Yad Vashem war, sieht Bücher anders. Dort haben Ordner gefehlt, Namen, Gesichter. Hier stehen Regale, bis oben voll mit allem, was Menschen gedacht, geschrieben, überliefert haben.

Wir sprachen mit der Schriftstellerin **Zeruya Shalev**, deren Romane sich oft um Verletzungen, Beziehungen, Traumata drehen. Sie erzählte von der Macht des Erzählens, vom Schreiben nach einem

Anschlag, vom Versuch, aus der eigenen Biografie heraus einen Text zu formen, der mehr ist als Therapie – aber ohne zu verleugnen, dass Schreiben manchmal genau das ist. In meinem Kopf machte es leise „klick“: Ich sitze in Jerusalem, höre einer Autorin zu, die ihr Trauma in Sprache verwandelt – und merke: Genau deswegen schreibe ich diesen Blog.

Nicht, weil ich denke, dass die Welt auf meine Worte gewartet hat. Sondern weil man sonst innerlich explodiert.

Schreiben ist – auch – ein Versuch, das Feuerwerk im Kopf zu dimmen, ohne das Licht auszumachen.

Beim Mittagessen im Restaurant **Modern** sprach Regisseur und Theatermacher **Avishai Milstein** über seine Arbeit. Über ein unabhängiges Theater in Jaffa, über Kunst als Störfaktor, als Gegenfrage, als Möglichkeit, nicht nur Politik zu debattieren, sondern sie zu fühlen.

Er sagte sinngemäß: „Theater ist der Ort, an dem Menschen im selben Raum sitzen und sich gemeinsam etwas zumuten lassen.“

Ich dachte: Genau das tun wir diese Woche. Nur dass unser „Stück“ echt ist.

Im **Israel Museum** schließlich verschob sich der Fokus noch einmal.

Archäologie, Kunst, Geschichte – von Tonfiguren aus biblischer Zeit bis zu moderner Kunst, die mit all dem spielt, was diese Region an Symbolen hervorbringt. Man könnte Tage dort verbringen. Wir hatten zwei Stunden.

Ich blieb vor dem Modell des alten Jerusalem hängen. Über Tag hatten wir die Stadt in echt erlebt, mit Staub, Lärm, Gerüchen. Hier lag sie im Maßstab 1:50 vor uns. Ein Versuch, Ordnung in das Chaos der Epochen zu bringen. Ein Stadtplan der Sehnsucht.

Es war ein kurzer Moment von Schönheit, von Staunen. Zwischen all den schweren Inhalten dieses Tages fühlte sich das an wie ein Atemzug.

Dann ging es weiter. Bus nach Tel Aviv.

Der Übergang von Jerusalem nach Tel Aviv passiert nicht nur auf der Landkarte, sondern im Kopf. Jerusalem ist Stein, Erinnerung, Gebet. Tel Aviv ist Glas, Neon, Meer.



Als wir das **Herods Hotel** erreichten, war die Luft weicher, salzig, der Blick aufs Wasser fast irritierend. Wie kann wenige Kilometer entfernt ein anderes Leben anfangen? Wir hätten den Tag hier enden lassen können. Mit einem Abendessen, einem Spaziergang am Strand, einem Glas Wein. Aber Tag 3 hatte noch eine letzte, brutale Lektion für uns.

„We Will Dance Again“ – ein Film, der keine Distanz lässt

Der Abend begann mit einer Ansprache, die die Brücke zwischen Geschichte und Gegenwart zog.

Die stellvertretende Außenministerin sprach über **„Nie wieder“** – nicht als Gedenkspruch, sondern als Testfall der Gegenwart. Sie sprach davon, dass Deutschland ein verlässlicher Partner Israels sei, dass „Nie wieder“ nicht nur für Juden gelte, sondern für jede Form von Entmenschlichung. Sie sprach davon, dass es nicht sein dürfe, dass Bildungssysteme finanziert werden, in denen Kinder lernen, dass das Töten von Juden heroisch sei. Sie sagte klar: Erinnerung ohne Handlung sei Zeremonie. Verantwortung ohne Mut sei ein Slogan.

Dann der Satz, der hängen blieb: **„Never again ist kein historischer Satz. Es ist ein Auftrag an die Gegenwart.“**

Und dann wurde es dunkel im Saal. Der Film begann.

„We Will Dance Again“ – schon der Titel ist eine Zumutung, wenn man weiß um was es geht. Das erste Drittel ist Licht und Drogenrausch: Ein Festival. Musik. Menschen, die tanzen, lachen, lieben. Sonnenaufgang in der Wüste. Bunte Fahnen, Glitzer im Gesicht, ein Becher an einer Hand, die andere in der Luft. Man sieht Paare, Freundesgruppen, ältere Menschen, Jüngere, eine Atmosphäre von Freiheit, Achtsamkeit, Leichtigkeit.

Einer der Überlebenden sagte später: „Es war das Festival des Jahres. Man ging nicht **trotz** Gaza hin, sondern **wie immer**. Da leben Familien, Kinder, da ist Alltag. Wieso sollten wir Angst haben?“

Dann kommen die Raketen. Zuerst klingt es im Film, als würde jemand die Musik stoppen – technischer Fehler, vielleicht. Oder ein Feuerwerk? Die Menschen schauen irritiert Richtung DJ. Dann werden Gesichter ernst.

Was folgt, ist schwer zu beschreiben, ohne dass einem schlecht wird. Das Festival wird abgebrochen. Alle gehen zu den Autos. Trotz Alkohol- und Drogenpegel. Es entsteht ein unendlicher Stau und plötzlich tauchen Terroristen auf.

Der Weg in die Schutzräume. Dieser kleine Betonunterstand an der Straße – fast wie eine klassische (hässliche) Bushaltestelle aus Beton, gebaut für Raketenalarm. Rund 40 Menschen drängen sich hinein. Kaum Platz, keine Luft, Panik. Und das Schlimmste: die Schutzräume haben keine Türen, weil sie für Raketenangriffe gebaut sind. Nicht gegen die Abwehr von Terroristen im heiligen Land.

Sie werfen Handgranaten in den Raum. Immer wieder. Gasgranaten. Scharfe Munition. Menschen fallen übereinander. Schreie, Blut, Rauch.

Eine der Überlebenden erzählte später: Von 40 Menschen überlebten zehn. Sie lag unter 30 Körpern. „Sie sind der Grund, warum ich lebe“, sagte sie. Und: „Als die erste Gasgranate in den Bunker flog, dachte ich nur: Ich sterbe als Jüdin in einem geschlossenen Raum voller Gas. Das war das erste, was mir in den Kopf schoss.“

Dieser Satz hat sich mir eingebrannt. Weil er die Linie von Yad Vashem direkt in diesen Unterstand zieht.

Nach dem Film betraten drei Überlebende die Bühne.

Sie waren Anfang zwanzig, als der Angriff geschah. Heute wirken sie gleichzeitig jung und unendlich alt.

Sie erzählten von diesem surrealen Simchat Tora- bzw. Schabbat-Morgen: Wie der erste Reflex beim Raketenalarm war, den DJ auszubuhnen, weil man glaubte, die Musik sei ausgefallen. Wie schnell das kippt, wenn man versteht, dass es kein Fehlstart, sondern ein Angriff ist. Wie sie Richtung Parkplätze rannten, ins Auto, wieder raus, in Felder, durch Staub und Blut.

Einer von ihnen erzählte, wie er nach Stunden der Flucht in ein Dorf kam. Er dachte, seine Freunde seien tot. Dann sah er plötzlich in der Chatgruppe eine Nachricht: „Ich lebe.“

Er rief an. Der andere hob ab. „Du lebst?“ – „Du auch?“

Am Ende trafen sie sich 24,5 Stunden nach dem Angriff wieder. Dieser Moment, sagten sie, habe ihr Leben in ein „Davor“ und „Danach“ geteilt.

Was mich besonders getroffen hat, war, wie sie über die Zeit **danach** sprachen.

Über die Frage: Wie lebt man weiter, wenn man unter Leichen gelegen, wenn man den eigenen Freund verloren, wenn man Dinge gesehen hat, für die es keine Sprache gibt?

Sie sagten nicht: „Wir sind geheilt.“ Sie sagten: – Wir sind in Therapie. – Wir weinen. – Wir lachen. – Wir arbeiten. – Wir gehen zum Meer. – Wir sprechen miteinander.

„Der beste Therapeut“, sagte einer, „ist manchmal der Freund, der dasselbe gesehen hat und trotzdem noch da ist.“

Und dann erzählten sie von der Welt. Von den Reaktionen. Von denen, die den 7. Oktober relativieren oder leugnen. Von denen, die die Videos als KI-Fakes abtun. Von Demonstrationen, in denen die Täter gefeiert werden.

Man spürte, wie viel verletzt sie von diesem Teil sind als von der Tatsache, dass das Böse existiert.

„Ich hatte gehofft“, sagte einer, „dass die Welt wenigstens **sieht**, was passiert ist. Und dann siehst du Leute, die sagen, das sei alles erfunden. Das tut weh auf eine Weise, für die ich kein Wort habe.“

Und genau da wurde mir klar, warum unsere Anwesenheit an diesem Abend mehr war als ein Programmpunkt.

Wir saßen im sicheren Hotel. Sie saßen in ihrer Verwundung.

Wir können zurückfliegen. Sie bleiben.

Und trotzdem sagten sie: „Es hilft uns, wenn ihr kommt. Wenn ihr zuhört. Wenn ihr nach Hause geht und erzählt, was ihr gehört habt.“

Zwischendurch stellte jemand die Frage, ob sie das Vertrauen in die Menschheit verloren hätten.

Die Antwort hat mich überrascht: „Nein“, sagte einer. „Ich glaube immer noch, dass Liebe stärker ist. Ich glaube immer noch, dass die Mehrheit der Menschen gut ist. Sonst wäre ich innerlich tot.“

Das war kein kitschiger Spruch, sondern ein trotziges Bekenntnis. So, wie man sagt: „Ich weigere mich, zu hassen, damit der Hass mich nicht frisst.“

Die junge Frau, die mich an meine große Tochter erinnerte, beschrieb, wie sie und Freunde inzwischen versuchen, anderen Gutes zu tun – Häuser zu renovieren, Jugendlichen zu helfen, ihre Umgebung ein Stück heller zu machen. Nicht als Projekt. Als Überlebensstrategie.

„Es geht nicht darum, eine Seite zu wählen“, sagte sie. „Es geht darum, Mensch zu bleiben.“

Als wir den Saal verließen, war es draußen längst Nacht.

Tel Aviv rauschte irgendwo hinter den Hotelwänden weiter. Autos, Strand, Bars, Lichter – das Leben ging einfach weiter.

In mir aber war es still.

Tag 3 war kein Tag, den man „einfach mal so“ verdaut. Er spannte einen Bogen:
– von der vergeblichen Suche nach einem Morgengottesdienst in der Via Dolorosa
– über einen Präsidenten, der uns Verantwortung zuspricht
– über eine Bibliothek, die Geschichten bewahrt
– über Kunst, Theater, Museum
– bis zu einem Bunker, in dem Handgranaten explodieren
– und drei jungen Menschen, die trotzdem sagen: **„We will dance again.“**

Ich lag abends im Hotelbett in Tel Aviv und fragte mich:

Was heißt „Nie wieder“, wenn es wieder passiert? Was heißt „Verantwortung“, wenn andere den Preis zahlen? Und was heißt „Wir werden wieder tanzen“, für jemanden wie mich, der hier nur zu Besuch ist?

Vielleicht ist es am Ende ganz simpel:

- Nicht wegschauen.
- Nicht schweigen.
- Nicht verharmlosen.
- Nicht mitlachen, wenn aus Worten Waffen der Spaltung werden.

Der Wille zählt. Ja. Aber er zählt nur, wenn er irgendwann zu guten Taten wird.



DAY 4. WEDNESDAY, NOVEMBER 19, 2025

Zwischen Asche, Hoffnung und der Erkenntnis, dass Leben immer weitergeht

Der vierte Tag begann mit einem Widerspruch, der in Israel fast alltäglich ist und trotzdem jedes Mal schmerzt:

Draußen über Tel Aviv lag ein stiller, glitzernder Sommermorgen — drinnen im Hotelzimmer lag ein Tagesplan, der wusste, dass Schönheit und Schrecken in diesem Land immer nur eine Straße voneinander entfernt sind.

Um 7 Uhr Frühstück. Obst, Eier, Meerblick — als wäre die Welt heil.

Um 7:30 Uhr Lunchpakete, Bus, Mikrofon.

Und dann wieder diese Stimme von Corinne Goldberg, die mehr kann als führen:

Sie kann ein Land erklären, ohne es zu rechtfertigen.

Sie kann Fakten sprechen lassen, ohne sie kalt zu machen.

Sie kann uns vorbereiten — und weiß doch, dass man auf diesen Tag nicht vorbereitet sein kann.

Der Weg nach Süden war wie das langsame Ausschalten einer Illusion:

Je weiter wir fuhren, desto leiser wurde der Bus.

Tel Aviv blieb als Spiegelbild im Rückfenster zurück — Hightech, Strände, Start-ups, Zukunft.

Vor uns lagen Orte, die den 7. Oktober nie wieder abschütteln werden.

Corinne erzählte von Sirenen als Normalzustand, von Menschen, die zwischen Kindergarten und Bunker pendeln, von Alltags, die mehr Aushalten sind als Leben.

Ich merkte, wie die Leichtigkeit vom Morgen aus meinen Schultern wich.

Kibbutz Nahal Oz – Ein Garten, der zu Asche wurde und trotzdem weiterwächst

Als wir Nahal Oz erreichten, war es still.

Nicht die stille Idylle eines Kibbutz.

Sondern die Stille nach einem Schrei.

Auf den ersten Blick:

grüne Wege, gepflegte Häuser, Spielplätze.

Auf den zweiten:

verbrannte Türen, zerstörte Fenster, Einschusslöcher.

Wir begegneten Menschen, die den 7. Oktober überlebt haben — wobei „überlebt“ ein viel zu kleines Wort ist.

Einige sprachen.

Andere schwiegen so laut, dass jedes Wort daneben verstummte.

Eine Mutter sagte:

„Wir hatten zwölf Sekunden.“

Zwölf Sekunden, um zu entscheiden, ob man lebt oder stirbt.

Zwölf Sekunden, die über Familien, Zukunft, Erinnerung entscheiden.



Danach pflanzten wir Bäume.

Je ein Baum pro Bundesland.

Sechzehn neue Wurzeln für einen Ort, dem man Gewalt antun wollte.

Ich dachte:

Bäume sind nicht Symbol.

Sie sind Trotz.

**Die Todesstraße – Ein unscheinbarer Asphaltstreifen,
der sich in die Seele frisst**

Auf dem Weg zum Nova Memorial fiel Corinne ein Satz,
den ich bis heute fühle:

„Wir fahren jetzt die Todesstraße.“

Es war einfach eine Landstraße.

Ohne Mahnmale, ohne Absperrbänder, ohne Spuren.

Und genau das machte es so unerträglich.

Hier hatten Menschen gestanden.

Oder versucht zu fliehen.

Oder geschrien.

Oder telefoniert.

Oder gehofft.

Hier waren Leben verlöscht worden wie Kerzen im Sturm.

Als wir ausstiegen, war es so still, dass selbst der Wind leise wurde.

Das Nova-Memorial ist kein Denkmal.

Es ist ein Spiegel.

Fotos, überall.

Bunt, fröhlich, jung

Menschen, die lachen, tanzen, reisen, leben.

Sie sehen aus wie unsere Freunde.

Wie Bekannte aus dem Verein.

Wie die eigenen Kinder in ein paar Jahren.

Und plötzlich steht man dort, sieht in all diese Gesichter — und versteht:

Nicht Geschichte ist hier begraben.
Sondern Gegenwart.



Der Film von gestern bekam eine zweite Ebene:
Gestern habe ich ihn verstanden.
Heute habe ich ihn gefühlt.

Und das ist viel schlimmer.

Als wir das Gelände des Nova-Memorials betraten, hatte ich das Gefühl, einen Raum zu betreten, der nicht einfach still ist, sondern schweigt. Nicht leer, sondern gefüllt mit Dingen, die so schwer sind, dass sie jedes Geräusch ersticken.

Überall standen Fotos.
Nicht irgendwo oben auf einer Wand, nicht weit weg — sondern auf Augenhöhe.
So nah, dass man unweigerlich stehenbleibt.
So nah, dass man diesen jungen Menschen direkt in die Augen sieht.

Viele lächeln.
Viele tanzen.
Viele haben Glitzer im Gesicht, Sonnenstrahlen auf der Haut, Freundinnen im Arm.
Viele könnten die Freunde meiner Tochter sein.
Oder sie selbst.

In dieser Nähe liegt der Schmerz.



Ich habe diese Bilder gesehen wie ein Vater.
Und in dem Moment war da ein Gedanke, der mich
innerlich getroffen hat wie ein Schlag:
Was, wenn meine Tochter dort gewesen wäre?
Was, wenn dieses Gesicht vor mir ihr Gesicht wäre?
Was wäre von mir übrig?

Ich wollte ihn nicht denken – aber ich musste.

Zwischen den Bildern standen Blumen, kleine Schreine,
Kerzen, Briefe. Schuhe, Trinkflaschen, bunte Armbänder,
Dinge, die junge Menschen bei Festivals dabei haben.
Es war, als hätte man versucht, ein Stück Leben zu
bewahren, das genau hier zerstört wurde.

Und während ich dort stand, sah ich in jedes dieser
Gesichter, in jede dieser Augen, und spürte:
Hier endet nicht nur ein Leben.
Hier endet eine Zukunft.
Hier endet ein Lachen, eine Geschichte, ein ganzes
Universum.

Das war der Moment, in dem der 7. Oktober nicht mehr eine Erzählung war.
Nicht ein Bericht.
Nicht ein politisches Ereignis.
Sondern ein Ort.
Ein Ort, an dem ich gerade stand.

Sderot – Eine Stadt, die mit dem Ausnahmezustand lebt, obwohl sie leben will

Sderot wirkt aus der Ferne wie eine ganz normale Kleinstadt.
Häuser, Straßen, Spielplätze, Kindergärten.
Ein Ort, an dem Kinder Fahrrad fahren, Mütter Einkäufe tragen, Rentner mit Plastiktüten an der
Bushaltestelle stehen.
Und doch ist hier alles anders.

Unser Bus rollte in die Stadt, und plötzlich waren die Dinge, die wir sahen, leiser – aber auf eine
Weise, die lauter war als jede Explosion.
Fensterläden aus Stahl, die eher an Tresortüren erinnerten.
Spielplätze aus Beton, die gleichzeitig Schutzräume sind.
Kindergärten, die gebaut wurden wie Bunker.
Und überall dieses Wissen, das man nicht sieht, aber spürt:
Hier lebt man mit einer Realität, die woanders nur Ausnahmezustand heißt.

Sderot ist die „Hauptstadt der Schutzbunker“.
Nicht, weil man hier besonders vorsichtig wäre.
Sondern weil man hier besonders oft sterben kann.

230 Raketenalarme in eineinhalb Jahren.
Manchmal drei am Tag.
Manchmal mitten in der Nacht.
15 Sekunden Zeit, um Schutz zu suchen.
Für Kinder, die noch nicht einmal 15 Sekunden zählen können.

Und dann erzählt man uns, was diese Zahlen im Leben bedeuten.

Eine Kindergärtnerin, seit 28 Jahren im Dienst, beschreibt, wie der 7. Oktober ihr Leben geteilt hat – nicht weil sie selbst vor Ort war, sondern weil sie am Telefon hörte, wie ihre Familie im Haus flüsternd um ihr Leben bangte, während sie Terroristen vor dem Fenster vorbeilaufen sahen.

Ich sehe die Bilder aus den Nachrichten vor mir:
der weiße Pickup, die Terroristen, die durch die Straßen fahren,
die erschossenen Rentner an der Bushaltestelle,
Menschen, die nur einen Ausflug ans Tote Meer geplant hatten.
Momente, die das alte Sderot von einem Atemzug auf den nächsten gelöscht haben.

Was mich besonders getroffen hat, war die Mischung aus Routine und Trauma.
Man lernt hier früh, den Klang einer Sirene zu deuten.
Kinder werden spielerisch an Bunker gewöhnt.
Es gibt Musik statt Alarm, damit niemand rennen muss.
Und dennoch entwickeln 75 Prozent der Kinder posttraumatische Symptome.

75 Prozent.

Das ist keine Statistik – das ist praktisch jedes Kind.

Nicht zu vergessen:

Als die Hamas am 7. Oktober einfiel, waren erst die Raketen da – und dann die Männer.
Bewaffnet.

Befeuert vom Wunsch zu töten, nicht zu verhandeln.

Eine junge Frau erzählte beim Mittagessen in Sderot, wie sie sich mit ihrer kleinen Tochter im Schutzraum versteckte und deren Mund fest zudrückte, damit kein Geräusch verriet, dass jemand im Haus war.

Ein Kind, das nicht mal weiß, was „leise“ bedeutet, plötzlich mit der Angst konfrontiert, dass eine Silbe über Leben oder Tod entscheidet.

Dieses Detail hat mich lange festgehalten.

Gleichzeitig wird deutlich:

Der israelische Staat kann den Bedarf an Therapie nicht auffangen.

Von 10.500 evakuierten Kindern wurden nur 440 wirklich betreut.

Viele Familien tragen ihre Narben alleine.

Auch die Schule, die Kindergärten, das „Offene Haus“ – sie alle versuchen, eine Lücke zu stopfen, die eigentlich gar nicht zu stopfen ist.

Und während man all das hört, all das sieht, all das einatmet, sitzt man in einem Restaurant, das aussieht wie jedes mediterrane Lokal.

Die Leute kommen herein, essen, reden, zahlen, gehen wieder.

Der Alltag läuft.

Er muss laufen.

Vielleicht ist das eine Form des Widerstands.

Oder des Überlebens.

Sapir College – Wo Kunst versucht, das Unsagbare auszuhalten

Der Campus des Sapir College wirkt plötzlich wie eine Insel:

Bäume, junge Menschen, Plakate, Kreativität.

Doch die Frontlinie ist keine 1500 Meter entfernt.

Wir treffen Danach Jimbo J.
Rapper.
Schauspieler.
Poet.

Er beschreibt, wie sich Musik verändert, wenn Trauma kein Thema mehr ist, sondern Nachbar.

Ich verstand:
Kunst heilt nicht.
Aber sie verhindert, dass man an der Stille zerbricht.

Daniel Roy Aschheim – Ein Gespräch, das die Welt ordnet und gleichzeitig schlimmer macht
Dann kam das Gespräch, das ich nie vergessen werde.

Daniel Roy Aschheim sprach über Israel, Gaza, Hamas, den Iran – aber nicht journalistisch, nicht diplomatisch, nicht als PR.

Er sprach, als stünde er selbst auf einer unsichtbaren Frontlinie.

Er formulierte es nicht als Schlagzeile, aber die Botschaft war klar:
„Israel macht die Drecksarbeit der Welt.“

Er meinte:

1. Die Front gegen Hamas

Nicht gegen „Palästinenser“.
Gegen eine Terrororganisation, die Schulen missbraucht, Tunnel baut, Zivilisten benutzt.
Eine Ideologie, die keinen Frieden kennt.

2. Die geheime Front gegen den Iran

Er sagte:
„Wir stehen zwischen den Revolutionsgarden und Europa.“

Er meinte:
Israel verhindert Attacken, die sonst Berlin, Paris, Rom treffen könnten.

Er sprach über:
– zerstörte iranische Raketenfabriken
– Cyberangriffe
– verdeckte Operationen
– das Netzwerk von Hisbollah, Houthis, Milizen
– die weltweite Strategie des Regimes in Teheran

Und dann sagte er den Satz, der im Raum einschlug:
**„Wir wären lieber ein kleines Land, das in Ruhe gelassen wird.
Aber stattdessen führen wir Kriege, die andere dadurch verhindern, dass sie wegschauen.“**
Es war keine Klage.
Es war eine Diagnose.

Seine Worte über Gaza waren ebenso deutlich:
– Hamas verhindert jeden Frieden

- UNRWA verlängert das Problem, anstatt es zu lösen
- Eine Zwei-Staaten-Lösung ist möglich — aber nicht mit dieser PA, nicht mit Hamas
- Frieden braucht Bildung, nicht immer neue Waffen

Ich saß da und merkte:
Das hier ist kein Konflikt.
Das hier ist ein Weltbeben, das niemand wahrhaben will.

Als wir beim Nova-Memorial standen, passierte etwas, das mir erst am Abend wirklich bewusst wurde.

Ich hörte aus der Ferne eine Explosion.
Dumpf, entfernt, aber eindeutig.

Ich zuckte zusammen — ganz automatisch, wie man eben reagiert, wenn man drei Tage lang Geschichten von Terror, Angriffen, Raketen und Überfällen gehört hat.

In dem Moment sah mich ein älterer israelischer Mann an, der ein paar Meter neben mir stand.
Er lachte freundlich, fast warm, und winkte ab, als wolle er sagen:

„Alles gut. Das hier ist normal.“
Niemand um uns herum reagierte.
Keine Hektik. Kein Schreck. Kein Innehalten.
Die Gruppe blieb ruhig, fast selbstverständlich.

Und auf einmal wurde mir klar:
Hier ist Nähe zu Terror kein Ausnahmezustand, sondern Geografie.
Eine Tatsache.
Ein Hintergrundgeräusch des Lebens.

Später erfuhren wir, was wir da vermutlich gehört hatten.

Während unseres Gesprächs mit Daniel am Nachmittag wurde bekannt, dass ganz in der Nähe ein Hilfskonvoi nach Gaza von der Hamas angegriffen worden war.
Zwei der sogenannten „Heads of Gaza“ wurden dabei getötet.
Mehrere Explosionen waren Teil dieser Attacke.

Und plötzlich ergab es Sinn:
Dass die Einheimischen lachten.
Dass niemand zusammenzuckte.
Dass ich der einzige war, der kurz erstarrte.
Für sie war es Alltag.
Für mich war es ein Schock.

Dass ich dieses Geräusch am Nova-Memorial gehört habe — genau dort, wo junge Menschen starben — machte den Moment noch surrealer.
Fast wie ein Echo der Geschichte, das sich in die Gegenwart drängt und sagt:
„Es ist nicht vorbei.“

Abend in Tel Aviv – Ein trotziges Leben

Um 20:30 Uhr stand Abendessen und Pub Crawl auf dem Programm.
Nach allem, was wir gehört, gesehen, gespürt hatten.

Es fühlte sich falsch an und gleichzeitig notwendig.
Tel Aviv lebt nicht, **weil** es den Süden vergisst.

Sondern **obwohl** es ihn kennt.
Ich verstand auf einmal:
Lebensfreude ist hier keine Ablenkung —
sie ist Widerstand.

Was bleibt?

Tag 4 war der Tag, an dem Israel nicht mehr Konzept war.
Sondern Wunde.
Und trotzdem Hoffnung.
Der Tag, an dem ich begriff:
„Nie wieder“ ist weltweit ein Zitat —
aber hier ist es ein Verb.
Ein tägliches Tun.
Ein täglicher Schutz.
Ein tägliches Aushalten.
Ein tägliches Überleben.

Ich bin abends in Tel Aviv eingeschlafen und dachte:
Es ist ein Privileg, wieder nach Hause fliegen zu dürfen.
Für viele hier ist Heimat kein Ort, an den man zurückkehrt —
sondern einer, den man beschützt, damit er bleibt.

Der 7. Oktober – mehr als ein Datum

Je länger ich in Israel unterwegs bin, desto klarer wird mir:
Der 7. Oktober ist hier kein „Ereignis“. Er ist eine offene Wunde.

In Deutschland reden wir oft abstrakt: „Terrorangriff“, „Eskalation“, „Konflikt“.
Aber nüchtern betrachtet war der 7. Oktober 2023 etwas anderes:
der größte Massenmord an Juden seit der Schoah.
1182 Menschen getötet, über 250 verschleppt, Tausende verletzt.
Nicht, weil sie „im Weg“ waren. Sondern weil sie Juden waren. Weil sie Israelis waren. Weil sie da waren.

Was mich daran so fassungslos macht, ist die Kombination aus Präzision und Barbarei.
Der Angriff begann nicht „einfach so“ mit ein paar Raketen.
Er war jahrelang geplant: Raketenhagel zur Überforderung der Luftabwehr.
Gleichzeitig der Durchbruch durch den Grenzzaun.
Überfälle auf Kibbuzim wie Be’eri, Kfar Aza, Nir Oz, Nahal Oz.
Massaker in Häusern, Schutzräumen, auf Straßen.
Menschen, die sich im Bunker verstecken – und dort mit Handgranaten und Brandsätzen ermordet werden.
Ganze Familien, ausgelöscht in einem einzigen Morgen.

Dazu das Nova-Festival bei Re’im.
Ein Open-Air, 3.000 junge Menschen, Sonnenaufgang, Musik – und dann:
364 Tote, Dutzende Geiseln.
Es ist diese Perversion, dass ausgerechnet ein Fest der Freiheit zum Schlachtfeld wird, die etwas in mir zerreißt.

Wenn man vor Ort war, bekommt dieser Tag ein anderes Gewicht.

Ich habe an der „Todesstraße“ gestanden, an der Autos im Stau zu Zielscheiben wurden.
Ich stand im Nova-Memorial, mitten zwischen den Bildern der Getöteten und Vermissten, auf Augenhöhe, fast zum Berühren.
Die meisten in dem Alter meiner eigenen Tochter.
Und plötzlich ist der 7. Oktober nicht mehr „dort drüben, damals“, sondern rückt gefährlich nah an die eigene Biografie.

Terror ist keine „blinde Gewalt“.
Er ist Gewalt mit Absicht.
Er will nicht nur töten, sondern eine Botschaft in die Seele eines Landes ritzen:
Ihr seid nicht sicher.
Eure Kinder sind nicht sicher.
Eure Feste sind nicht sicher.
Euer Zuhause ist nicht sicher.

Der 7. Oktober war genau das:
ein Versuch, Israel und – indirekt – die Idee von Normalisierung, Frieden und Annäherung zu sabotieren.
In dem Moment, in dem sich Israel mit arabischen Staaten an einen Tisch setzte, schlug eine Terrororganisation zu, deren Ziel nicht ein eigener Staat ist, sondern die Zerstörung des jüdischen.

Und trotzdem sitze ich abends in Tel Aviv, in einer Stadt, die weiterlebt, während im Süden Menschen mit ihren Erinnerungen ringen.
Vielleicht ist das der stärkste Satz, den ich aus diesen Tagen mitnehme:

Der 7. Oktober definiert nicht nur, *was* passiert ist.
Er stellt die Frage, *wer* wir danach sind.

Ob wir abstumpfen oder hinsehen.
Ob wir relativieren oder benennen.
Ob wir uns wegducken – oder Verantwortung übernehmen.

Für mich heißt das nach dieser Reise:
Nie wieder ist keine historische Folklore.
Es ist ein Gegenwartsauftrag.
Gerade, wenn man an den Orten gestanden hat, an denen aus einem Samstagmorgen die Hölle wurde.



DAY 5. THURSDAY, NOVEMBER 20, 2025

Zwischen Stärke, Erinnerung und der Frage, wer wir sein wollen

Der fünfte Tag begann leiser.

Nicht, weil weniger Programm anstand – sondern weil in mir weniger Worte übrig waren.

Die Tage davor hatten Spuren hinterlassen, und trotzdem merkte ich beim Frühstück: Israel hat immer noch mehr zu erzählen, mehr zuzumuten, mehr zu offenbaren.

World Jewish Sports Museum – Stärke in einer anderen Sprache

Um 9:30 Uhr standen wir im World Jewish Sports Museum, dem einzigen seiner Art weltweit.

Ein Museum, das nicht von Schmerz erzählt – sondern von Kraft.

Von jenen jüdischen Sportlerinnen und Sportlern, deren Geschichten oft untergegangen sind, weil die Welt ihre Namen nicht bewahren wollte.

Zwischen Medaillen, Trikots, Fotos und Artefakten aus über einem Jahrhundert lag eine stille Wahrheit:

Jüdische Stärke wurde jahrzehntelang kleingeredet oder ausgelöscht – aber sie war immer da.

Amir Gissin, CEO von Maccabi World Union, sprach mit einer Mischung aus Stolz und Ernst.

Er erzählte von Sport als Identität, als Überleben, als Brücke.

Von jüdischen Athleten, die trotz Ausgrenzung Weltrekorde brachen.

Von Maccabi-Wettkämpfen, die mehr waren als Spiele – sie waren Widerstand gegen die Erzählung, Juden seien Opfer, nie Helden.

Während er sprach, sah ich auf ein Foto aus den 1930ern: jüdische Sportler in Deutschland, die noch nicht ahnten, wie nah die Dunkelheit bereits stand.

Wer ihre Trikots ansieht, sieht Geschichte – wer ihre Augen ansieht, sieht Mut.

Moran Samuel – eine Frau, die mehr ist als jede Medaille

Der nächste Programmpunkt war einer, der mich unvorbereitet traf.

Moran Samuel.

Basketballspielerin.

Rollstuhlbasketball-Nationalspielerin.

Paralympics-Medaillengewinnerin.
Ruder-Weltmeisterin.

Und vor allem:
Ein Mensch, der die Definition von „Stärke“ neu schreibt.

Sie erzählte von dem Tag, an dem ihr Leben „vorher“ und „nachher“ bekam – eine plötzliche Rückenmarkserkrankung, die sie von einem sportlichen, gesunden Leben in die völlige Lähmung warf.

Und dann dieser Satz, den ich nie vergessen werde:

**„Ich habe nicht mein Leben verloren.
Ich habe ein neues bekommen.“**

Ihre Geschichte war kein Motivationsvortrag.
Kein „Du schaffst das schon“.
Es war eine Lehrstunde in Kampfgeist.

Wie sie das Rudern fand.

Wie sie Weltmeisterin wurde.

Wie sie bei der Medaillenzeremonie die falsche Nationalhymne gespielt bekamen – und sie kurzerhand selbst zu singen begann.

Eine Frau, die nicht nur im Sport Geschichte schreibt.
Sondern im Menschsein.

Mittagspause – aber eigentlich ein Innehalten

Im Kfar Maccabiah Hotel gab es Mittagessen, aber ehrlich gesagt:
Die Gespräche mit Moran hallten länger nach als jeder Teller.

Es war einer dieser Momente, in denen man merkt, wie klein die eigenen Ausreden sind und wie groß das, was möglich wäre.

Yossi Avni-Levy – ein Diplomat, der in Wunden schreibt

Am Nachmittag trafen wir Yossi Avni-Levy.
Diplomat.
Botschafter.
Schriftsteller.
Sapir-Preisträger.

Ein Mann, der schreibt, als würde er seelische Röntgenbilder machen.

Er sprach über Identität, Sexualität, Heimat, Exil.

Über die Melancholie Jerusalems und die Brutalität des Lebens an den Grenzen.

Über das Schreiben als Waffe, als Pflaster, als Spiegel.

Seine Worte waren poetisch und gleichzeitig politisch.

Niemals laut, aber gefährlich präzise.

Er sagte einen Satz, der mich seitdem begleitet:

**„Schreiben ist Erinnerung, aber auch Verantwortung.
Es entscheidet, wer in der Geschichte bleibt – und wer aus ihr verschwindet.“**

Es fühlte sich an wie eine Brücke zu Yad Vashem.

Und wie ein Echo dessen, was wir am Tag zuvor im Nova-Memorial gesehen hatten.

Tel Aviv Bauhaus – Schönheit als Überlebensstrategie

Um 17:30 Uhr standen wir in der „White City“ – 4.000 Gebäude im Bauhaus- und International Style, gebaut von jüdischen Architekten, die vor den Nazis flohen.

Die Häuser sind hell, klar, rational.

Als wollte die Architektur selbst sagen:

Hier beginnt etwas Neues.

Hier darf Leben wieder leicht sein.

Man sieht in diesen Fassaden die Handschrift Deutschlands – aber in einer Version, die überlebt hat, weil sie fliehen musste.

Die White City ist schön.

Sie erzählt aber auch von Verlust, Exil und einem Neuanfang, der immer etwas Traurigkeit in den Wänden trägt.

Abend in Tel Aviv – Kultur als Herzschlag

Nach einem gemeinsamen Abendessen folgte ein letzter Programmpunkt:

Piano Night mit Moshe Beker.

Er spielte deutsche, israelische und mittelöstliche Melodien – eine Musik, die zeigt, wie nah Orient und Okzident eigentlich sind, wenn Hass nicht dazwischensteht.

Seine Musik war nicht ein Trost sondern nach all den Tagen der emotionalen Achterbahn eigentlich eine völlig überzogen, lustiges Kontrastprogramm.

Nicht laut, nicht grell, sondern warm.

Wie ein Atemzug, den man nach schweren Tagen plötzlich wieder spürt.

Was bleibt von Tag 5?

Es war ein Tag, der weniger schmerzte als die vorherigen – aber mehr fragte.

Ein Tag über Stärke:

- die sichtbare im Sport
- die stille im Alltag
- die literarische im Schreiben
- die architektonische im Überleben
- und die musikalische im Zusammenfinden

Ein Tag, der zeigte, dass jüdisches Leben nicht nur Erinnerung an Leid ist, sondern eine triumphale, unzerstörbare Lebenskraft.

Ein Tag, der lehrte:

Stärke ist nicht das Gegenteil von Verletzlichkeit.

Stärke ist, weiterzumachen – trotz Verletzung.

Tag 5 war leichter.

Aber nicht weniger tief.

Und er war einer dieser Tage, auf die man später zurückschaut und sagt:

Hier habe ich nicht nur verstanden, was Menschen tun können – sondern wer sie sein können.



DAY 6. FRIDAY, NOVEMBER 21, 2025

Ein Abschied, der keiner sein will

Der letzte Morgen in Tel Aviv fühlte sich an wie der Moment nach einem Gewitter: Die Luft war klar, aber schwer. Die Sonne stand über dem Meer, als wäre hier alles normal – dabei hatte diese Woche unser Inneres so sehr durcheinandergebracht, dass „normal“ plötzlich ein Wort ohne Bedeutung war.

7:30 Uhr Frühstück, 8:00 Uhr Abschlussrunde, 9:30 Uhr Bus zum Flughafen.

Ein Tag, der nach Routine klingt – und sich doch wie ein Finale anfühlte.

Ein Frühstück zwischen zwei Welten

Man sitzt im Hotelrestaurant, rührt im Kaffee, schaut aufs Meer – und weiß gleichzeitig:

Dieselbe Sonne scheint heute auch auf zerstörte Häuser in Nahal Oz.

Auf Fotos im Nova Memorial.

Auf 75 % traumatisierte Kinder in Sderot.

Tel Aviv wirkt wie ein Schutzschirm, den das Land dringend braucht.

Ein Ort, der laut lacht, weil er sonst schweigen müsste.

Die Abschlussrunde – ein Raum voller unausgesprochener Sätze

In der Final Summary wurde nicht referiert, sondern gespürt.

Jede und jeder von uns trug diese Woche wie eine zweite Haut, und plötzlich bekamen wir die Gelegenheit, einmal laut zu atmen.

Was wir hörten, war so ehrlich, dass es jeden in diesem Raum getroffen hat:

„Ihr habt nicht nur Orte gesehen. Ihr habt Menschen gesehen.“

In diesen wenigen Tagen hatten wir nicht „eine Delegation“ getroffen – wir hatten Polizistinnen, Künstler, Überlebende, Diplomaten, Mütter, Soldaten, Kinder, Lehrerinnen, Aktivisten getroffen. Menschen, die mitten in einer Realität leben, für die wir kein deutsches Wort haben.

Der Organisator erzählte, wie er uns beobachtet hatte – beim Sprechen, Hinhören, Fragen, beim Volleyballspielen am Strand.

Und dann sagte er etwas, das mehr über diese Woche aussagt als jedes Protokoll:

„Wir bringen euch nicht in geschützte Räume. Wir bringen euch zu Menschen.“

Das war kein Satz über Logistik.

Das war ein Satz über Vertrauen.

„Bleibt zusammen – ihr seid ein Netzwerk.“

Sie sagten uns, dass wir hier etwas gefunden haben, das weit über Israel hinausreicht: eine Gruppe, die miteinander sprechen kann, obwohl alle aus anderen Welten kommen.

Es wird ein Wiedersehen geben: **2026, in Berlin.**

Nicht als Protokollpunkt.

Sondern als Begegnung, die weiterschreibt, was hier begonnen hat.

Ein Blick hinter die Kulissen

In dieser Abschlussrunde wurde uns auch bewusst, was wir gar nicht gesehen hatten: Menschen, die nachts um zwei noch Mails beantworteten, Teams, die Orte prüften, bevor wir sie betraten, Mitarbeiter, die 15 Länder parallel betreuen und trotzdem jede Minute bei uns waren.

Eine der Organisatorinnen wurde so oft angerufen, dass ihr Handy vermutlich eine eigene Delegation hätte gründen können.

Es war ein Moment der Dankbarkeit – für Arbeit, die normalerweise unsichtbar bleibt.

Die ehrlichste Entschuldigung der Woche

Sie lachten und meinten:

„Und das war die *leichte* Version des Programms.“

Im übernächsten Satz kam die Entschuldigung, dass ein Termin nicht ideal lief.

Aber eigentlich war diese Woche ein kleines logistisches Wunder.

Ein Wunder, das nicht aus Perfektion bestand – sondern aus echter Hingabe.

Koffer schließen – Herzen nicht

Nach der Abschlussrunde blieb wenig Zeit.

Zimmer räumen, letzte Blicke zum Meer, Rucksäcke zu, Wasser kaufen.

Der Bus kam pünktlich, aber irgendwie waren wir es nicht mehr.

Auf dem Weg zum Flughafen blieb Tel Aviv im Rückspiegel zurück: das Meer, die weißen Häuser, die Palmen, die Menschen mit Kaffee in der Hand.

Ein Land, das gleichzeitig Urlaubspostkarte und Warnsignal ist.

Der Flughafen – ein Übergangsort

Ben Gurion ist ein Flughafen, der sich weniger anfühlt wie ein Tor und mehr wie eine Grenze: zwischen dem, was war, und dem, was man mitnimmt.

Beim Sicherheitscheck fiel mir der Satz eines Überlebenden wieder ein:

„Es hilft uns, wenn ihr kommt.“

Und es hilft uns noch mehr, wenn ihr danach erzählt, was ihr gehört habt.“

In diesem Moment verstand ich:

Wir fliegen heim.

Aber unsere Verantwortung fliegt nicht mit.

Die bleibt hier.

Und zugleich reist sie mit uns weiter.

Abflug 14:30 – aber nicht zurück in die Normalität

Als das Flugzeug abhob, lag Israel unter uns wie ein Puzzle aus Licht und Schatten.
Es war still im Kabinenraum, viel stiller als am ersten Tag.
Damals waren wir voller Erwartungen.
Heute waren wir voller Fragen.

Vielleicht ist das das größte Geschenk dieser Reise:
dass sie uns nicht mit Antworten nach Hause schickt,
sondern mit einem neuen Blick.

Ein Blick auf Verantwortung,
auf Geschichte,
auf Gegenwart,
auf Menschlichkeit.

Was bleibt nach sechs Tagen?

Vielleicht muss man die Frage umdrehen:
Nicht *was* bleibt, sondern *wer* bleibt man, nachdem man sechs Tage in diesem Land verbracht hat.

Israel hat mir in dieser Woche drei Dinge gleichzeitig gezeigt:
eine offene Wunde, eine alte Geschichte – und eine Zukunft, die sich weigert, klein zu denken.

Ein Land, das seine Wunden nicht versteckt

Nach Yad Vashem weiß ich:
Der Holocaust ist kein „Vergangenheitskapitel“.
Er ist ein Raum, in dem man sich selbst im Spiegel eines Abgrunds sieht.

Nach dem 7. Oktober weiß ich:
Terror ist kein abstraktes Wort, sondern eine Reihe von Gesichtern.
Im Nova-Memorial waren es die Gesichter junger Menschen, die aussehen wie unsere Kinder, unsere Freundinnen, unsere Vereinsmitglieder.
An der „Todesstraße“ stand ich nicht vor Geschichte, sondern vor abgebrochenen Biografien.

In Sderot, Nahal Oz, am Sapir College habe ich verstanden, dass Trauma hier keine Randnotiz ist,
sondern Alltag:

- 12 Sekunden im Kibbutz
- 15 Sekunden in Sderot
- 75 % traumatisierte Kinder
- Raketen, Sirenen, Schutzräume als ganz normale Infrastruktur

Und trotzdem:
Diese Menschen definieren sich nicht über das, was ihnen angetan wurde.
Sie erzählen davon – klar, schmerzhaft, ohne Beschönigung.
Aber sie bleiben nicht stehen.
Sie pflanzen Bäume.
Sie bauen Schulen.
Sie gründen Theater.
Sie schreiben Bücher.
Sie tanzen wieder.

„We will dance again“ ist kein Spruch auf einem T-Shirt.
Es ist eine Überlebensstrategie.

Von einem Mosaik zur Heimat

Vor 80 Jahren war Israel ein Mosaik:

Überlebende aus Europa.

Vertriebene aus arabischen Ländern.

Einwandernde aus der Sowjetunion, aus Äthiopien, aus überall.

Unterschiedliche Sprachen, Bräuche, Liturgien, Küchen, Dialekte.

Menschen, die keine gemeinsame Vergangenheit hatten – aber eine gemeinsame Leerstelle:
kein sicherer Ort, an den sie gehörten.

Heute triffst du ihre Enkelinnen und Enkel.

Für sie ist Israel nicht Exil, sondern Zuhause.

Hebräisch ist nicht „Wiederbelebung einer alten Sprache“, sondern Muttersprache.

Sie kennen keinen anderen Pass, kein anderes Land, keinen anderen Horizont.

Diese Generation lebt in einem Land, das aus Bruchstücken gebaut wurde – und trotzdem ein „Wir“ formuliert hat.

Nicht, weil alle einer Meinung wären.

Im Gegenteil:

Israel streitet. Laut, hart, politisch, religiös, sozial.

Aber in allem liegt eine Grundübereinkunft:

Dass dieses Land bleiben soll.

Dass es Heimat ist.

Dass man bereit ist, für diese Heimat etwas zu riskieren.

Vielleicht ist das einer der stärksten Eindrücke dieser Reise:

Wie viel Kraft eine Gesellschaft entwickeln kann,

wenn sie sich – bei aller Vielfalt – auf eine gemeinsame Vision verständigt:

Wir sind hier, um zu bleiben.

Und wir sind dankbar, dass wir hier sind.

Probleme „wegleben“ – oder: Wie man gegen die Dunkelheit anfeiert

Von außen sieht es manchmal so aus, als würde Israel seine Probleme „wegleben“:

Tel Aviv, Strand, Bars, Musik, Bauhausfassaden in der Abendsonne.

Der Machane Yehuda Market, der nach Gewürzen, Falafel und Zukunft riecht.

Eine Piano-Nacht in Tel Aviv, während im Süden die Sirenen nicht verstummen.

Aber nach dieser Woche würde ich sagen:

Sie leben ihre Probleme nicht weg.

Sie leben *trotzdem*.

Lebensfreude ist hier kein Eskapismus.

Sie ist Widerstand.

Gegen Terror.

Gegen Angst.

Gegen das Gefühl, nur noch Opfer zu sein.

Im World Jewish Sports Museum hing an jeder Wand die stille Botschaft:

Wir sind nicht nur die, denen etwas angetan wurde.

Wir sind auch die, die Weltrekorde halten, Medaillen gewinnen, aufrecht im Ziel stehen.

Bei Moran Samuel habe ich gelernt:

Stärke ist nicht, *keinen* Bruch im Leben zu haben.

Stärke ist, aus diesem Bruch ein neues Leben zu bauen – und dabei nicht zu verleugnen, was weh tut.

Bei Yossi Avni-Levy habe ich verstanden:

Schreiben ist Erinnerung und Verantwortung zugleich.

Es entscheidet, wer sichtbar bleibt und wer verschwindet.

Bei den Überlebenden vom Nova-Festival habe ich gespürt: Es gibt eine Form von Mut, die nicht darin besteht, keine Angst zu haben – sondern darin, nach allem, was man gesehen hat, *trotzdem* zu sagen: „Ich glaube immer noch, dass die Mehrheit der Menschen gut ist.“

„Nie wieder“ ist hier kein Zitat, sondern ein Tagesprogramm

In Deutschland sagen wir schnell:

„Nie wieder“ – und meinen damit meistens „Nie wieder Auschwitz“.

In Israel habe ich verstanden:

„Nie wieder“ ist kein Museums-Satz.

Es ist ein Verb.

Es bedeutet:

- wachsam sein, wenn Sprache entmenslicht
- Grenzen ziehen, bevor aus Worten Taten werden
- Kinder anders erziehen, als es antisemitische Schulbücher tun
- Terror nicht relativieren, nur weil er politisch in ein Weltbild passt
- sich nicht daran zu gewöhnen, dass Menschen Leben zur Verhandlungsmasse machen

Yad Vashem hat mir gezeigt, wie lange eine Gesellschaft braucht, um in den Abgrund zu stolpern – und wie früh das anfängt:

mit Karikaturen, Brettspielen, „Witzen“,

mit dem berühmten „man wird ja wohl noch sagen dürfen“.

Der 7. Oktober hat mir gezeigt, wie schnell ein Samstagmorgen zur Hölle werden kann, wenn eine Ideologie keine Menschen mehr sieht – sondern nur noch Ziele.

Beides zusammen ergibt für mich eine Aufgabe:

Nie wieder ist keine historische Dekoration.

Es ist ein Maßstab für heute.

Für unsere Sprache, unsere Debatten, unsere Grenzen.

Was diese sechs Tage mit meinem Blick auf uns gemacht haben

Israel ist in dieser Woche auch ein Spiegel für Deutschland geworden.

Ein Spiegel für die Frage:

Wie gehen wir mit unserer Geschichte um?

Wie ernst nehmen wir Antisemitismus, Rassismus, gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit wirklich?

Wo lachen wir noch mit, wo sollten wir längst widersprechen?

Wo sind wir bequem geworden in der Rolle der „Aufgearbeiteten“?

Ich habe gesehen, wie ein Land mit unfassbaren inneren Spannungen trotzdem eine gemeinsame Vision formuliert.

Ich habe gesehen, wie sehr Dankbarkeit für den eigenen Staat verbindet – trotz aller Kritik, trotz aller Proteste, trotz aller Demonstrationen.

Und ich habe mich gefragt:

Wofür sind wir dankbar?

Welche Vision teilen wir – über Wahlperioden hinaus?

Was wäre unser gemeinsamer Satz, für den wir notfalls auch früher aufstehen würden, als uns lieb ist?

Was für mich persönlich bleibt

Sechs Tage Israel haben mir nicht erklärt, „wie es ist“.

Aber sie haben mir gezeigt, wie viel ich vorher nicht gesehen habe.

Ich habe gelernt:

- dass Verantwortung nicht aus Schuld entsteht, sondern aus der Freiheit, sich zu entscheiden
- dass Erinnerung kein Ritual ist, sondern eine Entscheidung gegen das Vergessen
- dass Lebensfreude in einem Land voller Wunden keine Oberflächlichkeit, sondern tiefster Ernst sein kann
- dass eine Gesellschaft, die sich auf eine gemeinsame Vision einigt, selbst die brutalsten Erschütterungen überstehen kann Vor 80 Jahren war hier fast nichts. Ein Mosaik aus Ankommenden, Überlebenden, Suchenden.

Heute ist hier:

- ein Staat
- eine Sprache
- eine Heimat
- eine Bevölkerung, die sagt: *Wir sind nicht perfekt. Aber wir sind hier. Und wir geben dieses Land nicht her.*

Was bleibt nach sechs Tagen?

Für mich:

Nicht das Gefühl, „Israel verstanden“ zu haben.

Sondern die Verpflichtung, davon zu erzählen, was ich gesehen habe.

Hinzuweisen, wenn relativiert wird.

Widerspruch zu wagen, wenn Hass als Meinung verkauft wird.

Brücken zu bauen, wo andere schon wieder trennen wollen in „wir“ und „die“.

Und vielleicht das Wichtigste:

Dankbar zu sein für das, was wir haben – und gleichzeitig mutig genug zu werden, es besser zu machen.

Israel hat uns gehen lassen.

Nicht unversehrt.

Aber verändert.

Ein Stück wacher.

Und mit der Ahnung,

dass sechs Tage reichen können,

um eine lebenslange Verantwortung zu hinterlassen.